

Wilfried F. Schoeller

Das Erbe der Spaltung

Rückblick auf sechs Jahrzehnte

Genau genommen hätte es den ersten deutschen Nachkriegs-P.E.N. gar nicht hätte geben dürfen. Folgt man der Logik des 1947 ausgerufenen Kalten Krieges, passte er nicht in das durch ideologische und politische Fronten abgegrenzte Gelände. Der Gründungskongreß vom 18. bis 20. November 1948 in Göttingen mit vermutlich weniger als zwei Dutzend Autoren verstand sich als gesamtdeutsches Unternehmen und war damit bereits unzeitgemäß geworden. Mit Hermann Friedmann, Johannes R. Becher und Ernst Penzoldt wurden drei Autoren zu gleichberechtigten Präsidenten gewählt, die unterschiedlicher nicht sein konnten. Friedmann hat die Existenz der einheitlichen Organisation sichern wollen, indem er als gemeinsame Politik „die Nichtexistenz einer Ost-West-Spannung im deutschen Schrifttum proklamiert“ hat. Das traf sich mit den Intentionen des damaligen Höchstpatrioten Johannes R. Becher, der als „nationale Aufgabe“ vorgab, „eine Literatur zu sein für ganz Deutschland“. Und es entsprach auch den Absichten Alfred Döblins, der als französischer Kulturoffizier in Baden-Baden saß und mit der von ihm mitbegründeten Mainzer Akademie die Absicht verband, so lang und so hartnäckig wie möglich den Bedingungen des Kalten Krieges auszuweichen. Über die scharfen ideologischen Divergenzen hinweg kam es vor allem Becher und Döblin darauf an, die kulturelle Einheit des Landes nicht sprengen zu lassen. Es war die Stunde, nein, der Moment der Emigranten, vielleicht der einzige, in dem sie westlich des Eisernen Vorhangs Einfluß nehmen konnten, bis sie von

einem robusten Alltag in zwei deutschen Staaten an den Rand gedrängt wurden.

Thomas Mann und einige wenige andere hatten beim Internationalen P.E.N. ein Wort dafür eingelegt, dass ein deutsches P.E.N.-Zentrum nach dem Krieg mit Schriftstellern, die im Reich geblieben waren, überhaupt gegründet werden konnte und gegen zähen Widerstand vieler anderer Zentren anerkannt wurde. Vor diesem Hintergrund wirkt die Kontroverse zwischen Thomas Mann, Frank Thiess und Walter von Molo einigermaßen unverständlich.

Der Kampf gegen Becher, eine der Gründungsfiguren des deutschen Nachkriegs-P.E.N., wurde 1950 auf der Tagung in Wiesbaden eröffnet. Günther Birkenfeld, Rudolf Pechel und Theodor Plivier traten mit Aplomb aus, nachdem sie nicht erreichen konnten, dass Becher, Hermlin, Kantowicz, Anna Seghers und Friedrich Wolf als Vertreter des „ostzonalen Unterdrückungssystems“ ausgeschlossen wurden. Der Personalie nahm sich das Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen an und dokumentierte, übrigens ohne Bemühung ums Copyright, den Schrift- und Artikelwechsel zu dieser Kontroverse in einem eigenen Buch. Dadurch wurde offensichtlich, wie sehr sich auch der westdeutsche Staat in Belange der Autoren einmischte. Kästner, seit 1950 Mitpräsident, kommentierte ironisch: „Das Interesse der Behörden ehrt uns, aber ich finde, es ist ein bisschen zuviel der Ehre.“ Es war ein Stellvertreterkrieg am Gängelband der beiderseitigen politischen Bürokratie, den das Gros der Autoren jedenfalls nicht führen wollte. 1951 kam es dann zum Bruch: zwölf westdeutsche Schriftsteller traten auf der Tagung in Düsseldorf aus dem gesamtdeutschen P.E.N. aus und gründeten ein eigenes Zentrum. Das andere Zentrum exis-

tierte weiter, obwohl niemals geklärt wurde, ob die Kollegen aus der DDR nach der Abspaltung der Westbrüder anfangs überhaupt über die erforderliche Mitgliederzahl verfügten. Einer der Wortführer der Rebellen, Karl Friedrich Borré, beschrieb das Dilemma, das er durch seinen Austritt lösen wollte: „Wir sind in der einzigartigen Lage, dass wir einerseits die Charta bejahen müssen, andererseits aber in unserem deutschen Zentrum Leute haben, die auf Grund ihrer totalisierten Ideologien nicht in der Lage sind, den entscheidenden Passus (die Freiheit betreffend) der Charta befolgen zu können, selbst wenn sie menschlich dies tun wollten.“ Ich habe abgekürzt: die querelles allemandes waren damals uferlos. Es hat den Versuch gegeben, Becher zum Rücktritt zu bewegen und an seine Stelle Anna Seghers zu inthronisieren. Diese Hintergrundregie war ebenso wenig erfolgreich wie der Versuch, das Ost/West-Schisma zur Lösung an den Internationalen P.E.N. zu überweisen.

Das Programm der ersten westdeutschen Jahrestagung liest sich beinahe idyllisch: „Sorge für die soziale Lage der Schriftsteller, Propaganda für das gute Jugendbuch, Anregungen für Übersetzungen sowie Sorge für die ins Deutsche zu übersetzenden Bücher, Heranziehung ausländischer Mitglieder zu Reisen und Vorträgen in Deutschland usw.“ Eines der Paradoxa: die Separatisten hatten sich gerade politisch entschieden und wollten nun aus ihrer Programmatik jede politische Äußerung verbannen. Man hatte die Ostmitglieder loswerden wollen, weil man ihnen Staatsnähe vorwarf, aber dann wählte man ungeniert den amtierenden Bundespräsidenten Theodor Heuss in den P.E.N.

Im März 1952 wurden die beiden deutschen Zentren neben dem deutschen Exil-P.E.N. anerkannt. Viele Jahre lang wurde ein semantischer

Krieg um die richtige Namensgebung, um das Wort „deutsch“ sowie „Ost und West“ geführt. Losungen standen gegeneinander: „Die Freiheit“ (West) gegen den „Frieden“ (Ost). Als das Ost-Zentrum, das auch westdeutsche Mitglieder hatte (die freilich nur auf geheimen Listen verzeichnet waren), im Dezember 1952 in München seine Jahrestagung abhalten wollte, um seine gesamtdeutschen Optionen zu demonstrieren, wurde der Kongreß auf Weisung des Bundesinnenministeriums untersagt. Getagt wurde schließlich in Berlin-Charlottenburg, in der amerikanischen Besatzungszone.

Erich Kästner wurde im Dezember 1951 zum alleinigen Präsidenten des westdeutschen Klubs gewählt. Daß sich die Abstrusitäten des Kalten Kriegs unter Schriftstellern nicht ins Inflationäre steigerten, ist vor allem seiner Unbeirrbarkeit, seinem strategischen Vermögen und seiner klugen Diplomatie zu verdanken. Er hat das Nebeneinander der beiden innerdeutschen Zentren einigermaßen erträglich gehalten. Er war auf Mäßigung der antagonistischen Rhetorik bedacht, wenn auch ebenso auf klare Artikulation der Unterschiede. Gerade mit Rücksicht auf die bedrängte Lage einiger Kollegen in der DDR widersetzte er sich den mehr oder weniger offenen Versuchen, den Ost-P.E.N. aus der Internationalen Organisation hinauszudrücken. Er gab sich, 1956, nach dem Ungarn-Aufstand und den polnischen Unruhen, keinen Illusionen hin, hielt den Ost-P.E.N. damals für vielleicht noch linientreuer als das ungarische und das polnische Zentrum, aber er zog aus dieser Bewertung eigene Schlüsse: „Dies alles sollte uns nicht hindern, sondern ermuntern, die Vorgänge, auch in der Ostzone und in Ost-Berlin möglichst genau zu beobachten und kennenzulernen. Ich denke hierbei an die Verhaftung Wolfgang Harichs und an Hans Mayers

Aufsatz über die Zustände in der ostzonalen Literatur. Es würde mich nicht wundern, wenn ein so verträglicher und relativ objektiver Mensch wie Hans Mayer in Bälde Schwierigkeiten bekommen sollte. Hier wird, wenn auch unverbindlich und unbewiesen, sogar erzählt, dass [Bodo] Uhse Schwierigkeiten hätte. Ich glaube nicht, dass das stimmt. Wenn es aber stimmen sollte, wäre ein solches Faktum nicht nur erstaunlich, sondern eine doppelte Aufforderung, dieses P.E.N.-Zentrum in diesem Augenblick nicht anzugreifen, sondern zu tolerieren.“

Ich fahre fort in der Liste der peinlichen Vorfälle: Ende 1960 verhinderte die Polizei eine Tagung des Ost-P.E.N. in Hamburg, wonach der Zeit-Herausgeber Gerd Bucerius, ein CDU-Mitglied, die Räume seiner Redaktion als Tagungslokal zur Verfügung stellte.

Die Fronten verliefen vielfach anders als man sich das heute vorstellen mag: ausgerechnet der Ost-P.E.N., der sich angeblich auf die Emigranten so gut verstand, stellte im Februar 1952 den (vergeblichen) Antrag an den Internationalen P.E.N., das in London sitzende Zentrum deutscher Autoren im Ausland aufzulösen. Als zwei Jahre später der Internationale Kongreß in Amsterdam stattfand, erwog der westdeutsche P.E.N. allen Ernstes, seine Teilnahme abzusagen, weil Anna Seghers als Ehrengast geladen war. Man reise dann doch nach Holland.

Aber auch im eigenen Lager gab es genügend provinzielle Fronten zu bemerken. So hat die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften glattweg jene Zensur ausgeübt, die schon 1926 in dem damals von allen Schriftstellerverbänden bekämpften Schmutz- und Schundgesetz installiert worden war. So wurde der Roman „Der tiefe Schlaf“ von Raymond Chandler verboten und die wackeren Streiter von der „Bundesprüfstelle“ gingen

auch gegen Balzacs „Glanz und Elend der Kurtisanen“ wie gegen Zolas „Nana“ vor. Selbstverständlich hat der P.E.N. gegen solche Kuriositäten protestiert.

1964 beschloß der westdeutsche P.E.N., dass Kollegen, die aus der DDR geflohen oder emigriert waren, sich einem neuen Aufnahmeverfahren stellen mussten. Im Kalten Krieg grassierte eben der Verdacht – und er bezog sich vor allem auf Hans Mayer und Ernst Bloch, nachdem sie im Westen geblieben waren. Robert Neumann, damals Vizepräsident des Internationalen P.E.N., schrieb an den westdeutschen Generalsekretär Kasimir Edschmid: „Wenn Sie tatsächlich Bloch und Mayer [...] bekommen können, so griffe ich an Ihrer Stelle so rasch wie möglich zu – das müsste doch durch einen Beschluß Ihrer Exekutive auch schon vor einer Generalversammlung möglich sein, oder?“ Das aber war nicht erwünscht: man diskutierte lieber noch einmal über ihre Eignung. Es wäre für Ernst Bloch und Hans Mayer einfacher gewesen, wenn sie beispielsweise die schweizer Staatsbürgerschaft gehabt hätten, dann wären sie als Mitglieder des dortigen P.E.N. selbstverständlich ohne Prüfung übernommen worden.

Im Kalten Krieg – das heißt: verzerrender Argwohn, Rechthaberei auf allen Seiten, isolierte Positionen, Triumphgebärden. Sie sind nachzulesen in Sven Hanuscheks „Geschichte des bundesdeutschen PEN-Zentrums von 1951 bis 1990“, aus der auch die meisten meiner Zitate stammen.

Ich kann hier nur einige physiognomische Einzelheiten aus dem Kalten Kulturkrieg erzählen, nicht mehr. Nichts vom Schmerz der Grenze im Werk Uwe Johnsons beispielsweise und wie dieser Autor von Hermann Kesten diffamiert wurde. Nichts vom Kampf um die inhaftierten Tibor Déry und Julius Hay nach dem Ungarnaufstand. Nichts vom frühen Kampf Ulbrichts

gegen die Westemigranten und gegen den „Kosmopolitismus“, der dazu führte, dass beispielsweise Heinrich Manns später Roman „Empfang bei der Welt“ erst 1956 gedruckt werden konnte, weil allein schon der Titel störte. Nichts vom unrühmlichen Schlingerkurs des Kulturministers Becher, der viele Positionen dementierte, die er zuvor als Vorsitzender des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands eingenommen hatte.

Es war eine wechselseitige Intransigenz am Werk, die sich mit der Formulierung der eigenen Position begnügte, die sich dem jeweiligen Konformismus fügte – und nicht nur in der DDR. Dahinter erscheinen Berührungspunkte und Unsicherheiten. Ein Beispiel: Als 1955 Thomas Mann starb, war Theodor Heuss gerade in Lörrach. Es wäre zur Totenfeier nach Zürich nur ein Katzensprung gewesen, aber er zog es vor, die Veranstaltung zu meiden. Kästner überlieferte den Grund: Heuss hatte erklärt, „er könne nicht mit Becher in der gleichen Kirche sitzen“.

Paul Schallück sprach 1961 von der Versteinerung der Verhältnisse – in der Bundesrepublik: „Sie ist zu einem Schreckbild geworden, zu einem Alpdrücken, das meine Nächte stört, zu einer Maske aus verknöcherten Vorstellungen, zu einer Elefantenhaut aus Unempfindlichkeit, zum Erz der Unumstößlichkeit, zum trockenen Leder, zu einem Stein, den man aus dem Weg räumen muß, wenn man den Weg will. Ich meine damit nicht so sehr das sicherlich imponierende Altersgesicht Dr. Konrad Adenauers, sondern die Innensicht seiner Regierungsmethode. Die Versteinerung greift tiefer hinab, als die Kritik an einzelnen Taten der Unterlassungen, Verfehlungen oder Dummheiten ahnen lässt.“

Insgesamt wurde von allen Seiten die Einheit der Literatur beschworen und ihre Spaltung betrieben. Dennoch gab es Impulse, die über diese Sachlage hinaus führten. 1960 trat zum erstenmal das writers in prison-committee auf den Plan. Es ermittelte unter der Leitung des Exilungarn Paul Tabori eine Liste mit 56 Namen; sie bestand aus 7 Albanern, 25 Tschechoslowaken, 2 Franzosen, 13 Ungarn (unter ihnen der im vorigen Jahr verstorbene Istvan Eörsi) und 9 Rumänen. Ins Leben gebracht war damit eine folgenreiche Institution, die manchen inhaftierten Schriftsteller oder Journalisten befreien konnte und die das Muster für die Gründung von Amnesty International abgab. Gerhard Schoenberger, der für den westdeutschen P.E.N. zeitweilig Leiter dieses Komitees war, betonte jedoch 1995, es sei „ein Kinderglaube, mit dem Ende des Kommunismus habe ein neues, besseres Zeitalter begonnen“. Die Zahl der Länder, in denen Autoren bedroht, verfolgt, gefoltert oder einfach zum Verschwinden gebracht werden, hat gewiß nicht abgenommen.

Nachdem Arthur Miller 1965 die Präsidentschaft des Internationalen P.E.N. übernommen hatte, zog er eine ernüchternde Bilanz. Im Rückblick sah er die Organisation ausgehöhlt und erstarrt: „Auch war PEN ein Opfer des Kalten Krieges, der seinen Ruf in den kleineren Ländern, die nicht völlig auf der Seite des Westens standen, geschädigt, wenn nicht gar ruiniert hatte. Die neue Entspannungspolitik verlangte neue Versuche, die Unterschiede von Ost und West zu tolerieren, aber PEN hatte darin noch keine Erfahrung. Ein neuer Anfang war notwendig, und ich sollte dieser neue Anfang sein.“ Es gelang ihm mit seiner amerikanischen Unbefangenheit immerhin, die ideologischen Grenzen ein wenig durchlässiger zu machen und die Schweigsamkeit zwischen den West- und Ostzentren aufzubre-

chen. Nach wie vor wurde eine Vertretung der sowjetischen Autoren nicht zugelassen, obwohl deren Schriftstellerverband mehrfach vorstellig wurde; aber die Delegation wollte sich nicht auf die Charta verpflichten, und erst in der Epoche der Perestroika, erst 1988, wurde ein russischer P.E.N.-Klub anerkannt. Mit Heinrich Böll als Präsidenten des Internationalen P.E.N. – er wurde 1971 in Dublin gewählt – begann eine neue Phase der Diskussion mit der Sowjetunion. Böll stellte sich wie bisher keiner seiner Vorgänger gegen die Doktrin der Nichteinmischung in die inneren Verhältnisse der Länder. Für ihn war die Einmischung selbstverständlich; seine Verdienste um Solschenizyn und andere sind nicht verjährt. In seiner Ägide wurde eine neue P.E.N.-Politik betrieben: statt des Rückzugs auf eigene ideologische Bastionen suchte er die offensive Diskussion über die Einzelheiten von Unterdrückungspraxis. Das kommt noch heute vielen so bekannt vor, als hätte es diese unverwechselbare Gestalt gestern formuliert.

Walter Jens hat es vermocht, die zankbereite Schweigsamkeit der beiden deutschen P.E.N.-Zentren umzudrehen. Aus der eher affektiven als argumentativen Abgrenzung entstanden denn doch schon vor 1989 Möglichkeiten, miteinander ins Gespräch zu kommen. Als Erich Honecker behauptete, die Mauer werde noch in hundert Jahren stehen, hatte sie noch eine Lebensdauer von zweihundert Tagen. Der westdeutsche Präsident Carl Amery erklärte unter dem Eindruck der Ereignisse 1989: „Die Messlatte für freies Selbstbewusstsein, für verantwortungsvollen Einsatz für die Freiheit der Meinung und des Wortes wird heute von denen höher gelegt, die nicht wie wir jahrzehntelang in ihrem Genuß waren, und wir erkennen ihre Rolle voll Dankbarkeit an. Dies ist nicht der Zeitpunkt für Besserwisserei, für das arrogante Verlautbaren von Freiheitsrezepten; nicht für nationalen oder

ideologischen Triumphalismus. Vielmehr gilt es die guten wie die bösen Gemeinsamkeiten Europas zu erkennen und den Weg in die Zukunft gemeinsam zu finden. Es gilt, die alten Feinde der Freiheit, Chauvinismen, Rassismen, Totalitarismen unter neuen Verkleidungen aufzuspüren und sie deutlich zu benennen, wie wir dies in Vergangenheit und Gegenwart stets versucht haben und versuchen. Dies ist der größte Dienst, den wir unseren ost- und mitteleuropäischen Freunden nach ihrer Selbstbefreiung leisten können.“ Nach der Wende erging es den meisten Schriftstellern, wie es Peter Bender 1990 beschrieben hat: die Deutschen „stehen vor einer Vereinigung mit Menschen, die sie nicht oder nur flüchtig kennen, von denen sie wenig wissen und oft nicht das Richtige“. Es hat lange gedauert, bis sich die beiden P.E.N.-Zentren vereinigen konnten und wollten. Diese Verständigung war eben nicht als Einigungsvertrag über ein Beitrittsgebiet zu erzielen; sie bedurfte auch des Abbaus der Reflexe aus dem Kalten Kulturkrieg. Vor zehn Jahren wurde diese Einigung vollzogen. Wie selbstverständlich sie inzwischen geworden ist: niemand im P.E.N. wollte dieses Jubiläum eigens feiern.

Und doch bleibt etwas Unerledigtes, etwas schwer zu Beschreibendes zurück. Backstage liegen vor allem die Trümmer, zersplitterte Zusammenhänge und Scherben der Teilungsgeschichte; sie wollen sich zu einem Ganzen nicht fügen. Und es bleibt die Frage, wie Menschen, die den Krieg überstanden hatten, die Fremde des Exils oder/und den Stalinismus, sich im Kalten Krieg so unerwachsen, so unduldsam, so schablonenhaft verhalten konnten wie sie es vielfach getan haben. Womöglich sind wir gegen diesen Sachverhalt genau so wenig gefeit wie unsere Vorfahren, obwohl wir ihn konstatieren. Jedenfalls scheinen in dem zurückliegenden deutsch-

deutschen Streit um die DDR-Literatur die Wortfetzen aus dem Kalten Krieg noch einmal erprobt worden zu sein. Welch Ironie, dass inzwischen der ostdeutsche Realismus tonangebend geworden ist.

Auch mehr als sechzig Jahre nach dem Sieg der Alliierten über Hitlers Großdeutschland können wir nicht alles reparieren, was durch die Entwicklung seit 1945 beschädigt worden ist. Die territoriale Vereinigung der beiden deutschen Staaten ist zweifellos gelungen, die Ruinenlandschaften und die verwahrlosten Städte sind überwiegend renoviert worden und die Straßen, die zu ihnen führen, ohnehin. Aber die politische Einheit hat die innere Grenze zwischen den Menschen erst einmal stärker entwickelt als abgetragen: je mehr Hohlblocksteine der Mauer und Metallzäune wegtransportiert worden sind, desto flüchtiger wurde das Gefühl der Gemeinsamkeit. Denn es sind die Unterschiede der Lebensweisen und der Prägungen hervorgetreten. Die Erfahrungen, die in zwei unterschiedlichen, oft antagonistischen Gesellschaften gemacht worden sind, lassen sich nicht wiedervereinigen: unverbunden und getrennt existieren die diversen Gedächtnisse für die persönliche Zeitgeschichte weiter. Sichtbar wird als Erb-last die jeweils segmentierte Wahrnehmung, aus der ganze Beobachtungsfelder ausgeblendet sind. So werden wir auf die Eingrenzungen verwiesen, unter denen Erinnerungsarbeit in beiden deutschen Staaten stattfand und haben diese Bedingtheiten auch als gegenwärtige mit zu bedenken. Die geographische Grenze ist so sehr abgetragen, dass ihr Verlauf oft gar nicht mehr für den Wanderer identifizierbar ist, es sei denn als noch nicht vollständig nachgewachsene Flur oder als Naturlehrpfad mit besonderem Artenreichtum an Fauna, wie ihn jedes ehemalige Sperrgebiet aufweist. Aber als Phantom spukt sie in unseren Biographien herum und rich-

tet sie vielfach noch immer aus. Das ist ein Erbe aus der in langen Jahrzehnten eingeübten Spaltung.

Aber wir können dieses Manko durchaus ins Positive wenden. Wem diese innere Grenze bewusst wird, der hat, von ihr aus gesehen, die beste Übersicht auf die Bedingtheiten des eigenen Ichs. Ich umschreibe diese Autarkie-Erklärung des Einzelnen als selbstverständlichen Umgang mit dem Diversen. Sie könnte einen Schlüssel bieten für zukünftige Entwicklungen, wenn wir von den deutschen Übergangsquereelen entlastet sind. In unserem Ungenügen, uns mit unseren Köpfen und Seelen so pauschal ins Ganze zu denken, wie es die geographische Einheit unseres Landes erwünscht, steckt ja eine große Chance. Wir gewinnen eine Lesart für den Raum der Unterschiede, die uns umgeben, für den Wert des Einzelgängertums. Das wird es ja auch sein, was uns im vereinigten Europa, in einer EU aus bereits 27 Ländern, besonders beschäftigen wird: der Raum, der vom Sturm der Geschichte und der Erinnerungen zeugt. Es ist ja nicht so, dass es in kultureller Hinsicht mit der Abschaffung von Grenzen getan wäre. Wir brauchen sie, um uns definieren zu können. Erst die Grenze verschafft uns die Kenntnis des eigenen Standorts. Das andere Ufer in Sichtweite ist eben oft die *andere Welt*, in der wir den Fremden erfahren können.

Wir bilden solche Ambivalenzen in uns selber ab. Nur wenn wir uns dieser eigenen Grenzen versichern, sind wir in der Lage, das, was außerhalb von uns als fremdes Geschick existiert, überhaupt achten zu können. Der Italiener Claudio Magris hat in einem Essay die Frage gestellt: „Wer steht auf der anderen Seite?“ Der Schriftsteller und Gelehrte bezieht sich auf Triest, seine Heimat der gemischten Kulturen und der geschichtlichen Überlage-

rungen. Er hält die Erkundung der Grenzen, die in einem selbst liegen, demnach für eine der wichtigsten Aufgaben. Nach dem Fall der Mauer haben wir eher mehr Grund als zuvor, über solche Grenzen nachzudenken. Als Bollwerke sind sie abgetragen, als psychologische Feindprojektion und Gefühlstatsache sind sie bestens erhalten. Magris schreibt: „Grenzlinien sind auch Linien, die durch einen Körper laufen und ihn schneiden, die ihn zeichnen wie Narben oder Falten und so manchen nicht nur von seinen Nachbarn, sondern auch von ihm selbst trennen.“ Mit diesen Einsichten über unsere Einschränkungen ausgestattet, sind wir eher in der Lage, uns in den verschiedenen Szenen zurechtzufinden. Wenn nicht alles täuscht, ist gerade ein weltläufiger, europäischer Literaturatlas am Entstehen. Ich denke an all diese europäischen Schriftsteller aus sogenannten kleinen Literaturen, die sich der scheinbaren Peripherie widmen. Vielleicht legt die europäische Einigung gerade diese Lehre nahe: daß die Kultur an der Peripherie die europäische Kultur ausmacht. Nicht nur, daß Kultur Vielfalt voraussetzt, ohne sie nicht existiert und damit die Stimme der kleinen Literaturen wichtiger wird denn je: wir erhalten damit auch ein Gedächtnis für die Eigenart, die im Gesamtprozeß der übernationalen Politik zu verschwinden droht. Dem können das Kleine und das wenig Beachtete, die Region und das schmale Territorium einen gewissen Widerstand entgegensetzen. Ausgerüstet mit der Kunde von den Spaltungen und den Verzeichnungen des Ichs, mit der Kenntnis von der Vielfalt und Variabilität des Verschiedenen, mit dieser Geschehensarchäologie aus Kalten Kriegzeiten, können wir auch die Disparitäten des *translated man* besser verstehen: es ist derjenige, der in eine andere Kultur "übersetzt" oder auch "übergesetzt"

worden ist, gleichermaßen der Fährmann und der von mehreren Kulturen Überlagerte.

Daraus entsteht vielleicht der neue Umriß von welthaltiger Literatur. Sie wird verfasst von Leuten, die sich wie selbstverständlich am falschen Ort empfinden. Sie sind Experten der Zeitsprünge, der Untergänge von Lebenswelten. Sie machen ihre Erfahrungen durch den Grenzübertritt, sie entkräften das Doktrinäre, das dem Wort „Heimat“ auch anhaften kann. Sie schreiben einen Fortsetzungsroman über jene Dynamik, die uns alle erfasst hat und die uns vom angestammten Platz verweist, auch wenn wir uns noch so sehr nach einem Moratorium sehnen mögen. Diese Art von Literatur besteht selbstverständlich nicht nur aus den Werken der Deplazierten: der Entorteten, Migranten, Flüchtlinge, Kolonisierten, aber von ihnen werden die Großnarrative der führenden Nationen abgeschwächt.

Es ist eine Wohltat zu erfahren, dass die Dinge auch anders sein und noch anders erfahren werden können.

Die Literatur des entgrenzten Raums, wie sie in der Welt der digitalen Netze, der geschrumpften Entfernungen, der weltumspannenden Kommunikation entsteht, beharrt aber auch auf Raumbehauptung, auf Verräumlichung von Erinnerung. Diese Literatur kennt sehr wohl noch die Bindung an den bestimmten Ort, die selbstbestimmte Grenze: als Herkunftsverweis des Urhebers, als Gedächtnis an einen Lebenstext, der vergessen ist, aber im Werk wieder wach wird. Diese Literatur der Globalisierung spielt das Provinzielle oder Regionale als eine Trophäe des gewesenen Einst vor. Dabei ersetzt der Raum den Begriff der Identität, er reflektiert den Standort des Autors und des Lesers, er macht es möglich, dass wir unsere Divergenzen

versammeln und ausleben. Mir kommt es vor, dass ich im Versuch, unser Unvereinigtes und unsere Beschränkung aufzuspüren, unversehens bei einer literarischen Glückskunde angelangt bin. Wir haben allen Grund aufzuatmen.